

# Notizen im August

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **55 (1984)**

Heft 8

PDF erstellt am: **11.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Notizen im August

«Das Buch wird dir an die Nieren gehen», sagte der Mann meiner Kusine; sie praktizierende Ärztin, er Theologe, Jurist, Unternehmensberater. Auf dem Weg zur Arbeit frühmorgens im Zug sprachen wir – vor Wochen – von Peter Nolls «Diktate über Sterben und Tod» (Pendo-Verlag 1984). Die Tageszeit war wohl nicht eben günstig für ein solches Gesprächsthema, und ich selber hätte vielleicht auch nicht schnurstracks in die Buchhandlung rennen sollen.

Jeder weiss, dass er sterben muss, aber keiner weiss, wann und wie. Das ist nicht zu ändern, es sei denn . . . – ach nein. Mors certa, hora incerta. Keiner weiss, Kübler-Ross hin oder her, wie er reagieren wird, wenn ihm der Arzt eröffnet, dass der count-down beginnt. Die «Diktate über Sterben und Tod» sind mir wirklich unter die Haut gegangen. In die Betroffenheit, die sie ausgelöst haben, mischten sich Bewunderung, Scheu und Abscheu. Ich habe die Lektüre schliesslich abgebrochen, weil ich mir zunehmend wie ein Voyeur wider Willen vorgekommen bin. Meine Frau nannte es Tabuisierungsreflex.

Anfang Juli, die Sommerferien haben schon begonnen, kommt nach einer Sitzung in Solothurn der Leiter einer Schule für Sozialarbeit, welcher auch Nolls Freunde näher kennt, beim Mittagessen auf die «Diktate» zu reden. Gefragt ist, als Dokument wofür und als Versuch wozu das Noll-Buch zu verstehen sei. Ich möchte mit entziehen und halte mich bedeckt, denke an Max Schochs behutsame und gescheite Rezension, die in der «NZZ» erschienen ist. Eine brauchbare Antwort will sich auch beim Dessert und beim Schwarzen nicht einstellen. Es liegt an mir; ich bin einfach nicht imstande, über die Barriere, die ich in mir habe, hinwegzujucken.

Zu seinen Lebzeiten habe ich an der Universität Zürich einige von Peter Nolls Vorlesungen als Auditor besucht und viele seiner Aufsätze zu Zeitfragen gesammelt. Manchmal konnt ich ihm folgen, manchmal nicht. Was immer der Mann in Wort und Schrift von sich gab, schien mir ebenso brillant wie seine Produktivität unüblich war. Seine dezidierte Originalität war nicht völlig frei von Eitelkeit, seine Neigung, mindestens eine Vierteldrehung anders zu sein als die anderen, nicht zu überhören und nicht zu übersehen.

Ganz sicher ist Nolls Buch anders als die zahlreichen Krebsbücher, die es heutzutage gibt. Es ist das (letzte) Zeugnis eines Menschen, der über den Tod hinaus so sehr in die Nachwelt hineinwirken wollte, dass er auch den eigenen Bestattungsgottesdienst geplant und sogar die Abschiedspredigt selber im voraus verfasst hat. Übermenschliche Ehrlichkeit oder Brillanz und Perfektion im Quadrat oder Eitelkeit – oder von allem ein wenig zugleich?

Ich weiss es nicht. Aus Rilkes Duineser Elegien kommt mir der Vers «O Herr, gib jedem seinen eigenen Tod . . .» in den Sinn, und ich muss schweigen. Der Narzissmus ist ein vielgesichtiger Gast im Leben und folgt den Menschen wie ein unheimlicher Schatten.

\*

Das Telefongespräch, das wir miteinander zu führen hatten, beschloss der Heimleiter in der Westschweiz mit dem aufmunternden Zuspruch: Fange nie an, aufzuhören, und höre nie auf, anzufangen! Der Mann am andern Ende des Drahtes konnte nicht wissen, dass dieses Wort, das ich nicht provoziert hatte und das ich vordem schon öfters gebraucht und zitiert habe, ohne davon selber berührt und bewegt zu werden, mich diesmal durchfuhr wie ein Blitz. Seither sage ich es mir leise jeden Morgen vor, beim Aufstehen, beim Rasieren, beim Kaffeemachen. Es liegt bestimmt weder am Vorsagen noch an der täglichen Wiederholung. Aber beim Wiederholen fühle ich jedesmal als anwesend bestätigt, was jener Blitz erzeugt oder geweckt und zum Vorschein gebracht haben muss. Für das, was dieserart anwesend ist, habe ich keine Namen. Ich spüre nur seine befreiende, belebende Wirkung, es macht mich neu. Durch die Brille der Psychologie betrachtet, bin ich vor dem Blitz wahrscheinlich ein «rechter» Frusthaufen gewesen. Fange nie, an aufzuhören, und höre nie auf, anzufangen! Das Wort kreist um die Paradoxie von Resignation und Hoffnung, die nur als fernes Geheimnis wie ein Blitz sich zeigen und Ereignis werden kann. Wenn dieses Heft auch im Jura gelesen wird, möchte ich ihm für einen bestimmten Leser einen Gruss mitgeben – meinen Gruss und meinen Dank für seinen hilfreichen Zuspruch zur rechten Zeit.

\*

In Brüssel, so war während der Ferienzeit in den Blättern zu lesen, soll an einem 67jährigen Mann, der an Grauem Star litt, im Spital eine Nierenoperation vollzogen worden sein, dieweil am gleichen Tag und am gleichen Ort einem zweiten Patienten, dem die Nierensteine zu schaffen machten, das gesunde Auge operiert wurde. Den Lesern wurde kundgetan, der Star-Patient sei mit einem dicken Bauch-Verband aus der Narkose erwacht, wogegen sich der Nierenstein-Mann mit einer grossen Augenbinde im Dunkelzimmer wiedergefunden habe, Überschrift: «Fatale Verwechslung». Die bemerkenswerte Geschichte ging rund um die Welt und war für die Illustrierten ein gefundenes Fressen.

Im Fliessbandbetrieb von automatisierten Industrien, in denen die Produktionsabläufe von Lochkarten und Robotern gesteuert werden, sind Verwechslungen wohl nicht

gerade selten. Weniger leicht erklärlich sind derlei Fehlleistungen dagegen in einem Spital, wo Menschen mit Menschen menschlich umgehen sollten. «Menschlich umgehen» heisst in diesem Fall: Ärzte und Pfleger(innen) wenden dem Patienten die Aufmerksamkeit zu, die er als Leidender nötig hat. Aber vielleicht tut man besser daran, auch von der «fatalen Verwechslung» im Spital nicht allzu viel Aufhebens zu machen, so bemerkenswert sie gewiss ist. Denn noch bemerkenswerter (und noch blamabler) scheint mir die Antwort der beteiligten Spitalleute in Brüssel zu sein, die auf Anfrage erklärt haben sollen: «Wir haben zu dieser Angelegenheit nichts zu sagen!»

Sie haben in einer solchen Situation nichts zu sagen. Sie halten es nicht einmal für nötig, ihr Bedauern zum Ausdruck zu bringen. Eine Reaktion wie diese kann wiederum dem Laien die Sprache verschlagen. Wo es um Wesentliches ginge, herrscht auf einmal das böse Schweigen der Leere.

\*

Der Tessiner Nationalrat Dario Robbiani hat in der «Solithurner Zeitung» unsere Zeit «die Zeit der medienwirksamen Verstellung» genannt. Politiker und politische Parteien, schrieb er, «sind das, was sie scheinen, weit mehr, als das, was sie sind und erreichen». Das ist ein inhaltschwerer und auch ein böser Satz, dessen Geltung sich vermutlich nicht allein auf die Politik beschränkt. Wer nötigt wen zur Verstellung? Müssen die Menschen sich verstellen, wenn sie «medienwirksam» sind? Müssen sie mehr scheinen, als sie sind, damit sich das Fernsehen ihrer bedienen kann? Oder wurde das Fernsehen erfunden, weil die Menschen dem Schein den Vorzug geben und weil sie mehr scheinen wollen, als sie in Wahrheit sind?

Die Wahrheit muss in der Tat nicht spektakulär, sie kann im Gegenteil ganz unscheinbar sein. Goethe hat den Schein eine «erlogene Reinlichkeit» genannt. Die reine Wahrheit ist nicht vermittelt- und mitteilbar, und doch ist sie unter Menschen auf Vermittlung und Mitteilung angewiesen. Vom gleichen Goethe stammen die Verse: «Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt? Das Wesen – wär' es, wenn es nicht erschiene?» Auch hierin liegt eine Paradoxie, die nie auflösbar und nicht zu begreifen sein wird: Je mehr wir der Wahrheit menschliche Masse geben und damit missionieren wollen, desto leichter erliegen wir der Versuchung und unterliegen dem Zwang zur Verstellung als dem gefährlichen Instrument der reinlichen Lüge.

\*

Dr. Fred Hirner, Leiter des Sonderschulheims Chilberg in Fischingen, soll im kommenden Jahr in der Nachfolge von Fridolin Herzog die Leitung der Heimerzieher Schule Luzern übernehmen. Dieser Wechsel dürfte auf andere Schulen, wo gewisse Kurskorrekturen seit langem wünschbar und fällig sind, nicht ohne Auswirkungen bleiben.

\*

Im VSA steht ebenfalls ein Wechsel, ein Abschied bevor. Jeder Abschied ist, wie man weiss, schmerzlich für den, der geht, wie für die, die zurückbleiben. Partir c'est mourir un peu. Doch jeder Abschied kann auch die Chance zu einem neuen Aufbruch in sich bergen. Nach über elfjähriger engagierter Mitarbeit fühlt sich Frau Helen Moll

erschöpft und möchte im kommenden Herbst den Platz ihres bisherigen Wirkens im Sekretariat verlassen. Die Vorschläge, die ihr unterbreitet wurden, konnten ihre Zustimmung nicht finden. In dankbarer Erinnerung an die sieben guten Jahre der Zusammenarbeit für die gemeinsame Aufgabe werde ich ihr über die Trennung hinaus verbunden sein. Mein Wunsch, dass ihr Entschluss der erste Schritt zu einem glücklichen Neuanfang sei, kommt von Herzen. Helen Moll tritt in den Dienst des Sozialamtes der Stadt Zürich.

## Briefkasten

### Übernahme einer Patenschaft

Ich möchte eine Patenschaft eines Kindes, wenn möglich von einem Knaben, übernehmen. Das Kind sollte bei der Übernahme der Patenschaft zwischen 7 bis 10 Jahre alt sein, nicht aber älter als 13 Jahre.

Die Dauer der Patenschaft des Kindes möchte ich vorläufig sagen bis zum vollendeten 15. oder 16. Altersjahr. Danach wäre eine Weiterführung der Patenschaft möglich. Das Kind sollte nach Möglichkeit aus der Schweiz sein. Sollte dies nicht möglich sein, dann aus Europa. Ist dies auch nicht möglich, kann es auch aus der übrigen Welt sein.

Was möchte ich: Ich möchte das Kind kennenlernen. Ich möchte ihm schreiben, vielleicht könnte ich es auch besuchen? Ich möchte dem Kind vielleicht jeden Monat eine Zahlung überweisen (für allgemeine Pflege, Schulen usw.), doch möchte ich ganz sicher sein, dass das Kind auch den letzten Rappen von mir erhält, wenn es über eine Zentrale geht. Ich möchte auch dem Kind Kleider und Spielsachen kaufen.

Nun, ich glaube, dass dies ausreicht, um Ihnen in kurzer Form zu sagen, was ich für eine Vorstellung von einer Patenschaft eines Kindes habe.

Nun meine Frage, können Sie mir dabei weiterhelfen?

Freundliche Grüsse

A. B., Oensingen

Der Name und die Adresse des Verfassers sind der Redaktion bekannt. Meldungen werden weitergeleitet.



Alfred Adler Institut  
Selnastr. 15, 8002 Zürich  
Tel. 01 202 93 81

## Ausbildung zum Berater/Therapeut

Für den Ende Oktober beginnenden Kurs sind noch einige wenige **Plätze frei**.

**Anmeldung:**  
bitte sofort, spätestens bis 15. Sept. 84.